

Scherzgrenzen – oder: Spaß muss sein?!

Schwere Zeiten sind leichter zu ertragen, wenn es darin noch etwas zu lachen gibt. Schwere Zeiten sind aber noch schwerer zu ertragen, wenn man die Lacher nicht auf seiner Seite hat. Denn wenn in solchen Zeiten noch Späße gemacht werden, wird es wohl ein Schadensfall sein, der bespöttelt wird.

Hans-Joachim Höhn

Zu allem Übel sieht sich der Geschädigte und Verlachte dann auch noch mit der Frage konfrontiert, er verstehe wohl keinen Spaß. Oft genug ist diese Frage mit dem Zwang verbunden, sich üble Scherze gefallen zu lassen und dabei noch gute Laune vorzutäuschen. Bekanntlich wird Humor durch ein „trotzdem“ definiert. Man soll mitlachen können, obwohl man zum Anlass für Schadenfreude geworden ist. Das wäre vielleicht möglich, wenn die Schadenfreude nicht ihrerseits dadurch definiert wäre, dass sie sich schadlos halten will am Pech der Anderen. Pechvögeln muss aber angesichts eines solchen Schadensfreiheitsrabatts endgültig das Lachen vergehen. In solchen Situationen ist der Appell „Jetzt aber Schluss mit lustig“ eine Befreiung. Sie macht Schluss mit den Nötigungen der fidelen Gleichgültigkeit gegenüber einem Unglück, das nicht das eigene ist. Sie setzt der gequälten Fröhlichkeit ein Ende. Wo es zum Heulen ist, sollte man nicht das Gegenteil behaupten. Das hat nichts mit Griesgrämigkeit zu tun, sondern mit Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit.

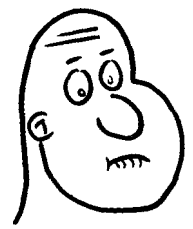
Aber auch von den Kritikern einer Gesellschaft, die sich den Spaß auch an groben Späßen nicht nehmen lassen will, darf erwartet werden, dass sie die Sch(m)erzgrenzen nicht zu eng ziehen. Denn gerade an solchen Verengungen kann das

Leben und die Freude daran Schaden nehmen. Eine verkniffen moralisierende Zeitkritik erzeugt nur weitere unerwünschte Nebenwirkungen – nämlich Humorlosigkeit. Leider übersehen viele Zeitgenossen, deren Namenspatron der Hl. Ernst ist, nur zu oft, dass es Themen, Ereignisse und Zeitgenossen gibt, deren Betrübnis, Besorgnis und Trübsal man durch eigene Humorlosigkeit vermehrt. Meist geben die Dauerbedenkenträger zudem eine traurige Figur ab. Sie rechnen stets mit dem Schlimmsten. Ihre Permanenzbesorgnis verdoppelt bestehende Mißstände. Denn sie macht mutlos und verbreitet Misstrauen.

„Ein bisschen Spaß muss sein!“ – über die Berechtigung dieser inzwischen patinierten Schlagzeile kann man geteilter Meinung sein. Über die Gründe einer solchen Aufteilung soll es im Folgenden gehen – aber auch um die Möglichkeit, es nicht bei einem Patt zu lassen. Denn ganz unparteiisch, objektiv und neutral bin ich bei diesem Thema nicht. Wie soll man über den Spaß nachdenken und darüber schreiben, wenn man

Hans-Joachim Höhn

geb. 1957, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Köln, Themenschwerpunkt: Religion in der Moderne.



am Denken und Schreiben keinen Spaß hat? Sich ernsthaft über den Spaß Gedanken zu machen, verlangt nicht, dass es beim Aufschreiben und Nachlesen dieser Gedanken nur ernst zugehen darf. Für die Aufgabe, ernsthaft auf die Phänomene einer „Spaßkultur“ einzugehen, wähle ich die ironische Halbdistanz. Dieselbe Haltung nehme ich ein gegenüber der zeitgenössischen Sozial- und Kulturkritik und ihren bisweilen bieder-ernsten Theorieofferten (*Hahne, Boberski*). Denn wer mit tödlichem Ernst das Thema „Spaß“ angeht, macht sich bald lächerlich. Und wer sich lächerlich macht, hat es schwer, irgendwann wieder ernst genommen zu werden.

WENN'S DIR (KEINEN) SPASS MACHT! – ODER: VOM ANFANGEN UND AUFHÖREN

Bei wenigen Dingen liegen Anfang und Ende so dicht beisammen wie beim Spaß. Wo der Spaß aufhört, endet vieles andere auch: die Geduld, die Gemütlichkeit, die Liebe. „Wenn es keinen Spaß mehr macht, dann höre ich eben auf“ – ein oft gehörter Satz von Spitzensportlern und Spitzenpolitikern. Für sie werden alle Anstrengungen sinnlos, wenn ihnen Lust daran vergeht. Wozu man keine Lust hat, mag man aus Pflichtbewusstsein erledigen. Die Pflicht nimmt keine Rücksicht auf den Lustfaktor, dessen Größe in Späßeinheiten gemessen wird. Allerdings steigt die Erfolgs- und Qualitätsquote bei Pflichterfüllungen, wenn die Dinge, die zu tun sind, lustvoll und beschwingt erledigt werden. Was lustlos gemacht wird, wird in der Regel auch schlecht gemacht. Die Lust, etwas zu tun, nimmt zu mit dem Späßeffect, den eine Sache hat. Damit bei notwendigen Pflichterfüllungen in Beruf und Alltag der Spaß nicht abhandenkommt,

lässt sich die Gegenwartsgesellschaft viel einfällen, mit dem sie ihre Angehörigen bei Lust und Laune halten kann. Denn wer gut gelaunt ist, beklagt selten Defizite hinsichtlich des Sinns dessen, was zu tun ist. Wo aber Lust und Laune an der Arbeit abnehmen, schwinden auch der Sinn des Arbeitens und die Neigung, sich diesen Sinn zu erarbeiten. Mit nur geringer Übertreibung darf die These aufgestellt werden: Spaß ist zur wichtigsten Legitimationskategorie des Tuns und Lassens geworden – für Prominente wie auch für Normalbürger, für Senioren wie für Jugendliche. Nicht Wählerstimmen, nicht das Vertrauen des Regierungschefs und auch nicht die Rücktrittsforderungen von Opposition und Medien entscheiden darüber, wie lange ein Minister im Amt ist. Nein, er macht weiter, solange es ihm Spaß macht und ihm eine schlechte Presse diesen nicht verdirbt. Nicht Medaillen und Bestzeiten entscheiden darüber, wie lange und wie oft ein Olympiasieger noch bei Wettbewerben antritt. Einer wie er, der alles erreicht hat, bleibt im Rennen, solange es ihm Spaß macht. Alles, was getan wird, wird zunehmend unter den Spaßvorbehalt gestellt. Dies gilt für das Aufhören wie für das Anfangen. Eine Sache macht dann Sinn, wenn sie Spaß macht. Und nur was Spaß macht, wird überhaupt gemacht. Die Einstiegsfrage an Berufsberater lautet nicht immer: womit habe ich die besten Chancen auf dem Arbeitsmarkt? Schulabsolventen fragen immer öfter: was macht mir am meisten Spaß? Der Grund hierfür ist hinlänglich bekannt: was lustlos angefangen wird, wird in der Regel auch zu einem freudlosen Abschluss gebracht. Und wenn unterwegs der Spaß abhanden kommt, wird bisweilen auf einen unerfreulichen Abschluss verzichtet und das Ganze vorher abgebrochen. Das gilt sogar für die Liebe. Die Dauer einer Ehe

hängt nicht davon ab, ob der Tod die Beteiligten scheidet. Das Ende ist dann gekommen, wenn nach guten Tagen die schlechten kommen, also: wenn der Spaß plötzlich aufhört. Natürlich hoffen die Beteiligten, dass dies so bald nicht der Fall ist. Tritt er aber ein, hört in einer Beziehung nicht nur der Spaß, sondern sehr rasch alles auf.

VIEL VERGNÜGEN! – ODER: VON DER AUSNAHME ZUR REGEL

Die moderne Spaßkultur hat den Sonderfall zur Regel gemacht. Früher war der Spaß die Ausnahme. Er diente der Unterbrechung der Alltagsmonotonie; er sorgte für Abwechslung und Aufheiterung, für Entkrampfung und Auflockerung – aber erst nach getaner Arbeit. Erst am „Feierabend“, also spät am Tag, bietet sich die Chance auf Vergnügliches. Auch in der Sprache ist das Wort „Spaß“ ein Spätankömmling. Im Deutschen wird es erstmals im 17. Jahrhundert verwandt. Es ist ein Import. Etymologisch geht es auf das italienische Verb „spassarsi“ zurück: sich vergnügen, sich ergötzen, sich die Zeit vertreiben, sich zerstreuen. Spaß findet dann statt, wenn man mehr Zeit als Arbeit hat, d.h. er ist erlaubt, wenn alle Pflichten erfüllt sind und nichts Wichtiges mehr zu tun ist. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen! Gefeierte wird erst dann, wenn es etwas zu feiern gibt: erfolgreiche Arbeit.

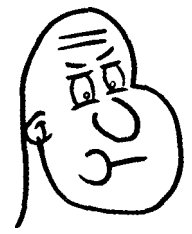
Die Spaßgesellschaft hält sich nicht mehr an diese Reihenfolge. Sie wünscht bei allem, was zu tun ist, und zu jeder Zeit viel Vergnügen und anhaltenden Spaß. Darin ähnelt sie den Optionen und Imperativen der Erlebnisgesellschaft (vgl. *Höhn*). Hier wie dort wird die Unterhaltung, das Heitere, das Amüsante, der Kick, das Event

auf Dauer gestellt. Das Leben soll eine Kette von Höhepunkten sein. Der kategorische Imperativ lautet: Have fun! Er bietet eine Alternative zum „weder/noch“ von Haben und Sein: wer nichts ist, will in der Regel wenigstens etwas haben. Wer nichts hat, will wenigstens etwas sein. Wer aber weder etwas ist noch etwas hat, der soll wenigstens seinen Spaß haben!

Typisch für die Spaßgesellschaft ist der Umschlag von einem sachorientierten, zweckrationalen Umgang mit allem Lebenswichtigen hin zu einer subjektbetonten, aktionsorientierten Einstellung. Die Werbung betont darum ausgiebig den „Spaßfaktor“ im Umgang mit neuen Produkten und Dienstleistungen. Wer mit dem schlichten Ziel einen Autohändler aufsucht, einen fahrbaren Untersatz zu erwerben, muss unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen. Seine Primärmotivation reicht nicht aus, um sich zwischen den vielen Fahrzeugen zu entscheiden, die denselben Zweck erfüllen. Erst wenn sich der Kunde auf spaßorientierte Zusatzqualitäten des Produktes besinnt, kommt es zur Kaufentscheidung. Denn in der Motorleistung, in der Zahl der Airbags und in der Ökobilanz sind alle Autos gleich. Der Spaßfaktor avanciert zur Hauptsache; Nützlichkeit und Funktionalität werden zum Zubehör. BMW spricht vom „grenzenlosen Fahrvergnügen“ und General Motors verspricht „Opel fahren macht einfach mehr Spaß“.

LASS DICH ABLENKEN! – ODER: WIE SICH LEBENSLUSTVERLUST VERMEIDEN LÄSST

Die Spaßkultur hat die Frage nach Sinn und Glück auf die Formel gebracht: wie kann man das Leben so verbringen, dass man im Leben den



Spaß am Leben nicht verliert? Diese Frage begleitet Menschen, die Mangelsituationen überwinden wollen, ebenso wie jene, denen nichts an Hab und Gut fehlt. Die Antwort klingt recht einfach: lass Dich ablenken! Dem drohenden Verlust an Lebenslust – sei es aus Gründen fehlender Wunscherfüllung oder sei es aus Gründen der Langeweile als Folge restloser Bedürfnisbefriedigung – muss man durch die Ablenkung von beiden Missständen zu entkommen versuchen. Wo er sich dennoch einstellt, muss er umgangen werden – am besten auf eine Weise, die nicht allzu anspruchsvoll und intellektuell aufwändig ist. Diese Schlussfolgerung drängt sich auf angesichts einer markanten Entwicklung im medialen Unterhaltungssektor. Seit etlichen 10 Jahren wimmelt es im Fernsehen von Comedy-Sendungen auf allen Kanälen (vgl. *Knop*). Vom klassischen Kabarett und von gedankenscharfen Politsatiren ist nur in den öffentlich-rechtlichen Nischen etwas übrig geblieben. Die Comedians setzen mit ihren Gags auf unbeschwertes Lachen, während die Kabarettisten mit ihrer Ironie dem Überdruck des Beschwierlichen ein Ventil geben.

Gelegentlich nehmen auch Politiker bei diesen Sparten Anleihen auf. Der „Politische Aschermittwoch“ ist ein festes Datum im Kalender aller Parteien. Nachdem die Karnevalisten von der Anstrengung des Scherzens müde und matt geworden sind, setzen die Politiker ihr Geschäft fort. In bayerischen Bierzelten schlägt nun die Stunde der Politcomedy. Wer sich sonst in staatsmännischer Pose gefällt, greift jetzt zum rustikalen Format der Büttenrede, um über den politischen Gegner abzulästern. An diesem Tag will man nicht die meisten Wähler, sondern die meisten Lacher auf seiner Seite haben. Dabei merken alle: hier wird ein Ablenkungsmanöver

versucht, um angesichts eigener Fehlleistungen nicht selbst aufs Korn genommen zu werden.

VERMEIDUNG VON ÜBERFORDERUNG

Die Verbreitung von Spaß- und Comedy-Formaten hat ein entsprechendes Echo der Kulturkritik hervorgerufen. Wie nicht anders zu erwarten ist es dabei vor allem ernst und streng zugegangen. Zum Einsatz kam das Brot-und-Spiele-Argument, die „Comedy-ist-Valium-für-das-Volk“-These und nicht zuletzt die Diagnose sanfter Verblödung (vgl. *Metz/SeeBlen*): wenn die Gesellschaft in einen Eulenspiegel blicken soll, darf sie nicht zu früh merken, dass man sie zum Narren hält. Postmarxistische Sozialtheoretiker haben festgestellt, dass dort, wo mit Comedy Geld gemacht wird, vor allem draufgezahlt wird – materiell und moralisch: da die durchschnittliche Erwerbsarbeit die Tätigen oft in motorischer oder intellektueller Hinsicht unterfordere – bei gleichzeitiger Überforderung durch die Erhöhung von Stressfaktoren im Produktionsprozess – müsse jede kompensatorische Maßnahme darauf achten, dass sie keine Ansprüche stelle, die zu weiteren Überforderungen führe. Unter dieser Rücksicht habe die spätkapitalistische Gesellschaft genau jenen Humor, den sie verdiene: „Der Humor des Kapitalismus ist die Schadenfreude für seine Opfer – an ihrem Unglück erfreuen sich neben den Oberen die Unterdrückten selbst, die mit ihrer Schadenfreude das Konkurrenzverhältnis bezeugen“ (*Behrens* 2003, 216). Ein Beleg für diese These liefern die ersten Auswahlrunden in den zahlreichen Castingshows (vgl. *Metz/SeeBlen*, 434f.). Auf der Bühne tritt auf, wer nicht wahrhaben will, bei Talentmangel eine Blamage zu kassie-

ren. Auf ihr Eintreten hofft das Publikum. Es hat stets gut lachen – über die Komik der Blamage und über die Einfalt der Blamierten. Wie kann man nur so blöd sein...?

VERSTEHEN SIE SPASS? – ODER: HUMOR UND LEBENSKUNST

Die skizzierten Phänomene einer Spaßgesellschaft lassen die Frage aufkommen, wie man sie angemessen ernst nimmt. Angemessen ist es, sie nicht nur ernst zu nehmen. Mit Ironie und Sarkasmus kann man sich sogar über sie lustig machen. Diese Stilmittel stammen zwar auch aus dem weiten Feld des Humors. Bisweilen aber sind sie lediglich die Tarnkappe der Frustrierten, der Beckmesser, der Spaßverderber. Sie tragen schwer an dem Zwang, ihren Frust humorig zu kaschieren. Solche Menschen müssen das unbeschwertere Lachen erst wieder lernen. Dazu muss ihnen etwas oder jemand begegnen, das und der/die ihnen wieder Spaß macht. Es muss allerdings ein Spaß sein, den sie verstehen können und der nicht bloß auf ihre Kosten geht. Sonst kommt ihnen jegliches Verständnis für Spaß endgültig abhanden. Um dies zu vermeiden, müssen Spaß und Verständigung Hand in Hand gehen.

Es gibt genügend Alltagsbeispiele für diese Paarbildung: wer nach einer Weile des Verstimmtheits für einen Witz, eine Albernheit oder Blödelei zu haben ist, zeigt sich wieder verständigungsbereit und fängt an, sich und die Welt nicht ernster zu nehmen als sie es verdient. Eine solche Verständigung über Höchstverdienstgrenzen heitert auf und macht selbst Spaß. Nötig ist ab und zu aber auch Geduld. Wer nach

langem Brüten über einen schwierigen Text endlich dessen Sinn enträtselt, dem steht ein erlöstes Lächeln im Gesicht. Man ist jetzt mit Spaß bei der Sache. Mit Stolz blickt ein/e andere/r auf ein Möbelstück, die er/sie mit eigenen Händen errichtet hat, nachdem es gelang, eine vom Schwedischen ins Japanische und von dort ins Deutsche übersetzte Bauanleitung zu enträtseln. Verstehen macht Spaß und Spaß erleichtert die Verständigung. Wenn es im Urlaub keine gemeinsame Sprache gibt, deren sich Touristen und Einheimische bedienen können, und sie gestenreich einander dennoch Frage und Antwort mitteilen können, werden sie über ihr heftiges Gestikulieren ebenso lachen wie über den Verständigungserfolg ihrer Körpersprache. Spaß dient dem grenzüberschreitenden Verstehen und er überschreitet Verstehensgrenzen. Beim Spaß hört also nicht bloß manches auf, sondern fängt auch vieles wieder an. Darum gilt also erstlich und letztlich doch: Spaß muss sein! ■

LITERATUR

- Behrens, R.**, Die Diktatur der Angepassten. Texte zur kritischen Theorie der Popkultur, Bielefeld 2003.
- Boberski, Heiner**, Adieu Spaßgesellschaft. Wollen wir uns zu Tode amüsieren? Klosterneuburg 2004.
- Hahne, Peter**, Schluß mit lustig. Das Ende der Spaßgesellschaft, Lahr 2004.
- Höhn, Hans-Joachim**, Viel Spaß! Über Zeiten und Menschen, die etwas zu lachen haben wollen, in: Wenzel, K. (Hg.), Lebens-Lüste. Von der Ambivalenz menschlicher Lebensenergie, Ostfildern 2010, 22-31.
- Knop, Karin**, Comedy in Serie. Medienwissenschaftliche Perspektiven auf ein TV-Format, Bielefeld 2007.
- Maaß, Kerstin**, Spaßgesellschaft. Wortbedeutung und Wortgebrauch, Frankfurt 2003.
- Metz, Markus/Seeblen, Georg**, Blödmaschinen. Die Fabrikation der Stupidität, Berlin 2011.
- Zilian, Hans G.**, Unglück im Glück. Überleben in der Spaßgesellschaft, Graz 2005.